

Erfahrungen in Bielefeld

Roland Günter **20 Jahre Design-Hochschule**

lung, sondern die Bildung von Subjekten, die morgen die Aufgaben von übermorgen lösen können müssen. Kreatives Potential tragen dabei nicht bloß die Subjekte, sondern hätte durch die Institution selbst möglich zu sein. Es käme darauf an, in diesen "Systemen" Fragestellung ernsthafter utopischer Natur zu behandeln. Das soll heißen: Heute muß das gedacht werden, was morgen oder übermorgen wirklich sein soll. Die Voraussetzungen liegen nicht in der Evolution im Sinne einer kontinuierlichen Fortführung des Heutigen sondern im Bruch. Es ist Zeit für eine neue Qualität. Die Ausbildungsstätten sind ernstzunehmen als Experimentierfelder. Sie ermöglichen nicht nur Experimente, weil sie über Kapazitäten verfügen, ihre Verfaßt-

heit läßt vielmehr sowohl die Definition der Fragestellung als auch der Methoden und Versuchsanordnungen zu. Dies ist die freieste Form gesellschaftlicher Arbeit. Sie kurzatmig in Dienst zu nehmen für alte Fragestellungen ist kurzfristig und unzulässig.

Mit der allgemeinen Einführung anerkannter Diplome wurde die Designausbildung Richtlinien unterworfen, welche nicht unbedingt der Ausbildung und somit dem Design förderlich sind, wohl aber einer normierten Anerkennung. Wir haben im Zuge einer Reform an Autonomie verloren.

Autonomie heißt ja nicht, auf eigenbrödlerische Weise handeln zu dürfen, wohl aber selbstverantwortlich agieren und handeln zu können.

■ Die historische Erfahrung nach 20 Jahren Fachhochschule d.h. nach einer ganzen Generation, ist in allen ihren Gründungen sichtbar und stellt Fragen: Was an einer Hochschulreform 1970 war ein Erfolg? Was ging verloren? Was mißlang? Was kann weiterentwickelt werden? Welchen Reformbedarf gibt es?

Die folgende Analyse wurde aus der Erfahrung in Bielefeld gewonnen. In vielen Gesprächen stellte sich allerdings heraus, daß Bielefeld kein Sonderfall ist, sondern exemplarisch für viele Orte steht. Deren Strukturen, so friedlich verschult sie oft erscheinen, häufig noch problematischer sind.

Der Fachbereich Design in Bielefeld ist in seiner jetzigen Struktur ein Wechselbalg zwischen Berufsschule und Hoher Schule. Nach Technischer Hoch-

schule, Kunstakademie, Pädagogischer Hochschule, die alle erwachsen wurden, ist er das letzte Kind der Modernisierungsschübe des deutschen Hochschulwesens. Gehalten wie ein Stiefkind, ist es unfassbar, daß es nicht erwachsen werden darf: daß es dort 1990 noch als Hochschule 2. Klasse behandelt wird.

Dieser Mangel an Hochschulverständnis (gemeint ist nicht Statusdenken, sondern sachangemessene Sinnhaftigkeit) ist außen und innen fühlbar.

So pflanzt sich unter vielen Dozenten und auch im Rektorat eine alte Berufsschulmentalität fort und behindert seit langem die innere Entwicklung des Selbstverständnisses an der Hochschule. Sie erschwert auch den stets schwierigen Übergang der meisten Studenten vom Schul-Denken zum Hochschulverhalten, das der Erwachsenenbildung angehört. Und es blockiert allzu häufig den Wandel der Personen von einer Kleinbürger-Kultur zu einer intellektuell-künstlerischen.

Von ihrer Gründungslüge kommt die Fachhochschule nur schwer herunter. Dabei wird sie zudem irregeleitet durch den Begriff, den viele mit dem kürzesten Atem begründen: sie sollen der unmittelbaren Praxis dienen. Darunter wird dann zwangsläufig Anpassung und Tagesbezogenheit verstanden.

Immernoch versucht dieser Typ von Hochschule zu simulieren, was mit den Mitteln einer Lehrstätte nie simulierbar ist: den komplizierten Betrieb der gängigen Praxis. Aber: Praxis ist, wie jede Berufsschule weiß, nur in der Praxis erlernbar.

Der Bezug zur Praxis kann in jeder Hochschule per Definition als Hochschule jedoch nur jen-



seits der Simulation liegen. Diese Erkenntnis ist uralte: sie führte seinerzeit zur Gründung des Werkbundes (1907) und später zum Bauhaus (1919): Die selbstverständlichen "berufsqualifizierenden Fähigkeiten müssen jedoch in langfristig bedeutungsvollem Orientierungswissen und Handlungsfähigkeiten (Beziehungsfähigkeiten) gesehen werden, die sich im Wandel des Industrialisierungsprozesses auf die sich jeweils erneuernde Berufspraxis konkretisieren lassen" (Wolfgang Ruppert).

Hochschulspezifisches, gern als überflüssiger Luxus difamiert, erweist sich als essentiell: zur Hebung, Innovation, Erweiterung und Humanisierung der Praxis.

Hochschulspezifisch ist das Erlernen von methodischem Arbeiten, das Vergleich und Über-

blick erschließt, weiterhin Problemlösungsdenken, zu dem gleichermaßen sowohl das Lernen aus langer Erfahrung, sprich Geschichte, wie das Experiment gehört. Gegen den Zeitgeist des Bedienens und Versorgenlassens wird in einem Klima des Hochschulgemäßen das Selbstlernen aktiviert. Zu ihm gehört das ständige Nachdenken über Qualitäten. Das führt – in Wechselwirkungen – zu inhaltlichen, sozialen und ästhetischen Intensivierungen. So angelegt ist die Hochschule essentiell Persönlichkeitsbildung. Übernahme: der Lernende wird zum Lehrenden.

Dieser notwendige Qualitätssprung der Hochschulreform hat die Ministerialverwaltung in Düsseldorf weder begriffen noch gefördert. Ihre Hochschulpolitik kam nie über die erste,

wichtige Phase hinaus: über die Öffnung des Zugangs und die quantitative Gliederung der Hochschul-Infrastruktur. Auch heute noch sichert das Ministerium die Zahlen, aber es bleibt ignorant gegenüber den Feldern, in denen spezifische Qualitäten zu entwickeln sind. Es fördert auch keine Potentiale.

Die Bielefelder Entwicklung, als Gesamthochschule angelegt, sollte zur innovativen Verbindung von Möglichkeiten führen. Sie blieb jedoch auf halbem Wege stecken – blockiert von einer seltsamen Konstellation: ängstlich und ruhebedürftig kapituliert die Politik vor einer reflexionsunfähigen Opposition: Die Fachhochschul-Führung selbst erwies sich als anspruchslos-selbstgenügsam. Und in der Universität herrschte weiterhin der Anachronismus eines stän-

destaatlichen Statusdenkens des puren 19. Jahrhunderts.

Diese Etablierung, die nach außen hin regungslos, nach innen bloß den laufenden Betrieb abwickelt und zunehmend sklerotisiert, muß keine Ewigkeit dauern. Im Design in Bielefeld regen sich die Aufbruchskräfte, angeführt vom angesehenen Flaggschiff des Fachbereichs, von den Fotografen.

Dieser Fachbereich Design ist der umfangreichste in Nordrhein-Westfalen. In Zahlen: Er hat mit rund 1200 Studenten den größten Zulauf und die größte Attraktivität. Als einziger in NRW besitzt er vier Fächer (Visuelle Kommunikation, Fotografie, Mode, Textildesign).

Ein relativ hohes Leistungsprofil gründet auf mehreren Faktoren: auf einigen genutzten Möglichkeiten des Projektstudiums, auf einer Anzahl von Projekten, auf vielen Publikationen einzelner Mitglieder, auf dem bundesweit ausstrahlenden jährlichen Foto-Symposium, auf dem einzigen Entwicklungs- und Forschungsschwerpunkt einer Fachhochschule in NRW und auf einer umfangreichen, aber innerhalb der Hochschule hart bekämpften Design-Forschung, vor allem als Regionalprojekt Ostwestfalen-Lippe.

Nun im dritten Anlauf stellt dieser Fachbereich Fragen und Forderungen an Politik und Ministerialbürokratie in Düsseldorf. Im Februar trug eine Delegation in einem zweiten Hearing des Landtag-Ausschusses für Wissenschaft vor: Die bisherige Integration in die technisch-wirtschaftlich orientierten Fachhochschulen hätten das Design in seiner Spezifik nicht gefördert, sondern blockiert. Daher benötige der Design-Bereich, nach ande-



ren Bundesländern, nun auch in Nordrhein-Westfalen eine vollwertige Hochschule: eine Hochschule für Gestaltung Westfalen mit Sitz Bielefeld: Möglicherweise zusammen mit Dortmund (wo es dazu positive Stimmen gibt) und Münster (Schweigen).

Die fachinterne Bielefelder Reform von 1971/72 (auf Vorschlag von Gerd Fleischmann) hatte sich bewährt. Orientiert sowohl am Werkstatt-Begriff und Projektbegriff des Bauhauses und gleichzeitig an der Universität, vor allem im Theorie-Bereich, kam es zu einer Zweiteilung der Woche: in Projekttag (Montag/Mittwoch) und Basis-einheiten d.h. Vorlesungen/Seminare (Donnerstag/Freitag).

Allerdings wurde diese Struktur um 1976 auf Außendruck hin verwässert: durch die Festlegung auf viel zu viele Schein-

Fächer. Sie zersplittern das Studium, fördern Oberflächlichkeit und verstärken die Tendenz zum Studium für den Schein.

Die inneren Reform-Absichten zielen auf eine qualitative Intensivierung des Studiums. Nach einem ersten Studienteil mit straffen Kursen soll der zweite Teil der Vertiefung dienen. Dann lernt der Student an einem selbstgewählten Thema, sich eine hohe Komplexität, vor allem in der Vielschichtigkeit zu erarbeiten. Ein Beispiel: Zum Leifach Fotografie werden wohl unumgänglich wichtige und daher obligatorische Kombinationsfächer gehören. Als erstes: Theorie als wissenschaftliche Erarbeitung des Stoffes sowie die Reflexion der ästhetischen Ebenen. Als zweites: Lay out als ein Bereich der Grafik, die zu einer komplexen gestalterischen Einbin-

dung führt.

Zugrunde liegt eine längere Diskussion über Design.

Die Bielefelder Kritik formulierte im ersten Hearing des NRW-Wissenschaftsausschusses in Düsseldorf der seinerzeitige Kollege Wolfgang Ruppert (heute an der HBK Berlin) "als Konsequenzen einer Gesellschaftsanalyse. Die Idee der Design-Hochschule muß in der Tradition der Syntese-Versuche der Moderne stehen. Symbolische Namen dafür sind Muthesius, Werkbund, Bauhaus. In der dritten Industrialisierungsphase ist ein Begriff von Design bzw. Gestaltung gefordert, der eine Kompetenz im Zeichen qualitativen Wachstums schafft. Er soll der Erfassung der komplexen Probleme eines Gegenstandsfeldes dienen. Dazu gehört die Kenntnis der Rahmenbedingun-

gen: Die industrielle Entwicklung (Computerisierung, Neue Medien, Automation), die gesellschaftlichen Prozesse, die ökologischen Abläufe und die kulturelle Vielschichtigkeit mit unterschiedlichen Lebensstilen in einer pluralistischen Gesellschaft. Präzise Erkenntnis- und Gestaltungskraft ist gefordert, soweit nötig mit wissenschaftlichen Mitteln und Zugriffen.

Dieses schöpferische Spannungsfeld der Design-Kultur zwischen Kunst, sozialem Feld und Technik unterscheidet die Design-Tradition seit Werkbund und Bauhaus von den Akademien: Immer schon gab es hier eine Synthese aus Wissenschaft und Kunst. Eine fruchtbare Synthese. Die Voraussetzungen dafür, daß angemessene künstlerische Formen von hoher Individualität und ästhetischer Innovationskraft geschaffen werden können.

Die Akademien haben ihre Verdienste, aber für die Gestaltungskraft sind sie schon lange keine Impulsgeber mehr."

"Obwohl dies so ist", so formuliert die Bielefelder Kritik im zweiten Hearing in Düsseldorf, "hat das Design bislang nicht die Gleichwertigkeit erfahren, die ihm zukommt."

Das hängt an anachronistischen Vorurteilen, die bald ein Jahrhundert überholt sind, sich aber immer noch hartnäckig qua Behauptung halten. Wie lange wollen wir eigentlich noch ernst nehmen, daß der Pinsel den Fotoapparat diskriminiert? Daß das gemalte Bild die Grafik herabsetzt? Daß das Original den Druck für minderwertig erklärt? Daß das Unikat die industrielle Serie als gestalterisch belanglos stempelt?

Wir leben doch schon seit 150



Jahren in einer industriellen Gesellschaft. Aber im Gegensatz zum industriellen Prozeß wurde das Design abqualifiziert. Folgerung: Design muß nun im Hochschulbereich den gleichen akademischen Status erhalten wie die bildenden und musischen Künste sowie die einschlägigen Fächer an der Technischen Hochschule. Design benötigt einen adäquaten Bildungsraum. Das ist eine Zukunftsinvestition.

Der Widerspruch: In einem hochkomplexen Gesellschafts- und Wirtschaftssystem wird die Funktionselite in hohen Schulen so erzogen wie zahlenmäßig die Verhältnisse in wilhelminischen Volksschulen des 19. Jahrhunderts waren: mit einem Schlüssel von Professoren und Studenten der so ungünstig ist, daß man sich fragen muß, ob die Ausbil-

dung nicht immer weniger effizient wird. Auf die Dauer hält diesen Mangel an Qualifikation kein Wirtschaftssystem aus.

Die Engstirnigkeit der Ausbildungsorientierten auf enge Berufsfelder, so läßt sich nun nach 20 Jahren Erfahrung sagen, war nicht innovativ. Vielmehr stellte sich heraus, daß das Berufsfeld sehr breit ist und zu seiner Struktur der ständige Wandel gehört. Daher muß die Hochschule den Studenten so qualifizieren, daß er nach Abschluß nicht einen, sondern fünf Berufe finden kann.

Es geht also darum, mehr als nur Berufstereotypen auszubilden. Zum Spektrum gehören auch schreibende Tätigkeiten, Buchmachen, Lektorat, Produktion u.a., nicht zuletzt Management.

Kreativität ist dafür die wichtigste Qualifikation. Nicht eine

sogenannte fachspezifische Ausbildung dient ihrer Entwicklung, auch nicht das Training der bloßen Anwendung des Bleistifts oder des Fotoapparates, also nicht die Ausbildung auf das Werkzeug hin, sondern die Orientierung auf die Fähigkeit des Kopfes, erfinden zu lernen. Natürlich steht sie im Zusammenhang mit der Fähigkeit des Machens.

Dies hat eine lange Tradition des fachübergreifenden Lernens: in den Werkkunstschulen und im Bauhaus war sie als System angelegt. Aber mit der Gründung der Fachhochschulen fiel sie weit zurück und geriet in große Gefahr. Unter den gegenwärtigen Bedingungen bedarf es der größten Mühe, Zusammenhänge zustande zu bringen. Sie stehen stets vor der Drohung, blockiert zu werden: von institu-

tionellen Zwängen sowie von den Erwartungshaltungen der Hochschul-Bürokratie und leider auch vieler Studenten.

Nun sind Stichworte wie Universalität, Gesamtkunstwerk, Ganzheitlichkeit natürlich utopisch-unerfüllbare Träume und verfallen deshalb rasch dem Verdikt, aber – paradoxerweise – bleiben sie als Impulse unverzichtbar.

Erst die Kombination von mehreren Fächern mit ihren wechselseitigen Anregungen, Herausforderungen und Ergebnissen schafft eine stimulierende Atmosphäre, in der der Blick über den Napf des bereits lange Ge- und Verkochten und damit über die herrschende Praxis der Banalität möglich ist.

Dies bedeutet konkret, daß der Katalog der Wahlpflichtfächer erweitert werden muß. Künstlerische Fächer wie Malerei und Bildhauerei geraten in Gefahr, an Rande zu geraten, als Propädeutik. Das ist zwar in Bielfeld nicht der Fall, weil es selbstbewußte Dozenten gibt. Aber in einer Reform sollen sie auch offiziell innerhalb der Hochschule ein gleichberechtigtes Gewicht erhalten. Andernfalls laufen sie Gefahr, bei Vakanz wenig qualifiziert besetzt zu werden.

Für künstlerische Bereiche kann man keine Raster für sämtliche Hochschulen des Bundeslandes oder die Bundesrepublik festschreiben, wie es die Reformgesetze der 70er Jahre machten. Sie schalteten im Prinzip die Abteilungen per Gesetz gleich. In der Bundesrepublik Deutschland gibt es jedoch 500 Dozenten, die alle der inneren Logik ihrer Tätigkeitsfelder folgen und dadurch Individualisten sind. Politik und Ministerialbüro-



kratie müssen nun begreifen, daß es ihre Aufgabe ist, den unterschiedlichen Profilierungen die Chancen zur Intensivierung zu geben.

Ein außerordentlich gravierendes Problem ist die Theorie. Es gibt viele Dozenten, die nicht begreifen, daß zu jedweder designerisch-künstlerischen Lehre auch die Reflexion dessen gehört, was getan wird. Das heißt Theorie. Demzufolge lehren sie ihr Fach nahezu ohne Theorie.

So ist es konsequent, daß sie auch dem von Kollegen vertretenen Fach Theorie mißtrauisch bis ablehnend gegenüberstehen. Das geben sie meist an Studenten weiter.

Nun ist aber gerade das Design eine Kombination von Wissenschaft, Kunst und Anwendung. Die Rolle der Wissenschaft läßt sich besonders im Ita-

lien des 15. Jahrhunderts studieren, als Höhepunkt bei Leonardo. Und in unserem Jahrhundert im Programm und in der Tätigkeit der berühmtesten Design-Institution: im Bauhaus.

Die Bielefelder "Theorie-Werkstatt" folgt einer Tradition: Das Bauhaus erteilte der Stilgeschichte die deutlichste Abweisung und entwickelte stattdessen eine untersuchende Problemgeschichte. Sie verbindet sich mit der Reformtradition, die sich in einem Teil der Kunstgeschichte seit 1970 entwickelte, sozialwissenschaftliche und ästhetisch-symbolische Ebenen. Großen Raum gibt sie der Entfaltung von Fragen-Phantasie.

Die Theorie-Dozenten haben den Wunsch, daß jeder Lehrende selbst in seine Tätigkeit mehr Theorie einbringt, damit sich dann die Theorie als eigenes

Fach in ihrer Spezifik besser entfalten kann.

An infrastrukturellen Vorbedingungen herrscht jedoch in Bielefeld Mangel. Genauso wie an anderen Orten. So ist die Theorie in vieler Weise nicht gleichberechtigt und dadurch benachteiligt.

Während es zu Beispiel undenkbar ist, daß ein Fotografie-Student ohne Fotografien vorzulegen, ein Examen machen kann, wird den Wissenschaftsfächern das angemessene Medium Schrift vorenthalten – ein gravierender Webfehler, den die theoriefernen Selbstverwaltungskollegien und das Ministerium zu verantworten haben.

Daher müssen die Theorie-Dozenten, als Wissenschaftler berufen, per Gesetz für ein Wissenschaftsfach verpflichtet, in der Schere leben, daß sie, wenn

sie Wissenschaft ernst nehmen und auf Schriftlichkeit pochen, mit einer absurden Norm in Konflikt geraten und vom Rektorat mit Dienstverfahren bedroht werden. Zur Zeit spitzt sich die Brisanz zu, denn die Theorie fordert nun energisch das Ende der Grauzone und sachangemessene, designgerechte und redliche Bedingungen.

Theorie – ein Randfach? Mit Religionsunterricht zu verwechseln? Damit haben sich in Bielefeld die Theorie-Dozenten nie zufriedengegeben. Die "Bielefelder Werkstatt Theorie", vertreten von zwei Dozenten, übersprang listig den Webfehler der Mündlichkeit des Examins. Sie forderten den Studenten greifbare Leistungen ab: im Laufe eines Studiums eine über mehrere Semester angelegte, "studienbegleitende Arbeit". Sie durften sich nicht damit begnügen, bloß Vorhandenes zusammenzutragen, sondern sie waren verpflichtet, darüber hinaus eine eigene Entdeckungsleistung zu erbringen.

Zu diesen Forschungen gehören die Quellensicherung, die theoretische Durcharbeitung und als drittes der Transfer, d.h. Überlegungen zum Phantasiegewinn für die eigene gestalterische Arbeit, die dadurch einen Schub an Komplexität erfahren kann.

Das Themen-Spektrum läuft auf mehreren Programm-Schienen ab: Lebensgeschichten, Produkt-Kultur, Moderne, Regionalforschung Ostwestfalen-Lippe, Theater/Film, Reflexion eigener Gestaltungsarbeit, Licht, Reisebücher anderer Art.

Die Arbeiten haben jeweils die Form eines Buches auf Fotokopie-Basis und unterliegen dem Anspruch, als Design-Pro-



dukt gestaltet zu werden. Darüber gibt es nun auch einen Fotokopier-Katalog. 1989 wurden etwa 120 Arbeiten eingebracht. Die mündliche Präsentation erfolgte am Semesterende in akademischer Form: als ein Symposium in denen jeder Forscher seinen "Fund" vorstellt.

Die "Bielefelder Theorie-Werkstatt" versucht, einen Zusammenhang zu den gestalterischen Prozessen zu gewinnen und auch für sich fruchtbar zu machen: sie legt größten Wert darauf, daß die jungen Forscher ihre eigenen künstlerisch-gestalteten Arbeitserfahrungen einbringen, sorgfältig untersuchen und Methoden entwickeln, um historische Arbeitsprozesse zu verstehen.

So entstand eine in der Bundesrepublik Deutschland wohl ziemlich einzigartige umfangrei-

che Forschungstätigkeit. Sie entwickelt sich auf dem Weg über das für jeden notwendige Examen die Energie, die Zeit, die Intelligenz der Studenten und stellt sie zugleich in den Dienst des gemeinsamen Fortschritts im Design-Bereich. Ihre Beiträge zu einer Design-Forschung sind in der Fachbereichs-Bibliothek öffentlich zugänglich. Damit ist in Bielefeld der Nachweis gelungen, daß auch im Design-Bereich und unter den herkömmlichen Verhältnissen Forschung möglich ist.

Nun ist an den Fachhochschulen ganz allgemein die Forschung immer noch ein unerwünschtes Kind. Das Gestz ist miserabel. Die États tendieren gegen Null. Der Umgang mit der Forschung ist eher diskriminierend und ein absurdes, leeres Ritual: einerseits qua Beruf dazu

verpflichtet, müssen sich die Theorie-Dozenten ihre Forschungen vom Rektorat genehmigen lassen, bekommen keinen Pfennig, das Rektorat aber muß, weil es Wissenschaftsfreiheit gibt, zustimmen. Daher sind manche Kollegen froh, daß sie nicht forschen müssen, andere sehen Forschung als Erbsünde im Prozeß der raschen Funktionalisierung von Hochschulstudiengängen an.

Die Erfahrung zeigt, daß eine Hochschule ohne Forschung sklerotisiert: Lehre ohne Forschung bleibt stehen, ist Schule. Denn Forschung bezeichnet ein Verhalten: eine aktuelle Einstellung und eine austarierte Fähigkeit zur Innovation.

Vor allem lernen die Studenten dabei, exemplarisch eine komplexe Aufgabe zu bewältigen – mit Recherche, Vergleich,

Bilbiotheksarbeit, Disposition, Organisation, Inszenierung eines Buches, Sprachbildung, Sprachkontrolle, Produktgestaltung. Dabei erkennen sie, unter dem Gesichtspunkt des Wissentransfers reflektiert, daß alle Probleme des Mediums Schrift in den visuellen Medien – mutatis mutandis – ähnlich sind und daher auch gelöst werden können.

Alle Bereiche haben eine etablierte wissenschaftliche Ebene. So besitzt die Technik die Technische Universität, die Kunst die Kunstwissenschaft – aber im Designbereich fehlt sie. Doch gerade Design-Produktion benötigt Untersuchung, Kritik, Forschung. Hinzu kommt als neues Forschungsterrain die Anwendungsforschung. Die nach 20 Jahren fällige Hochschulreform täte gut daran, dieses Feld, einschließlich seiner notwendigen Qualifikationsgänge, zu entwickeln.

Die Bielefelder Fotografen haben den Wunsch, eine Einrichtung zu gründen, in der die Nachteile der Hochschule (Diskontinuität, Professionalität in der Entwicklung) aufgehoben oder besser und flexibler Drittmittel eingewoben werden können: ein Institut für Entwicklung und Anwendung technischer Bildmedien.

Zur inneren Logik einer Hochschule für Gestaltung gehört die Kombination von Freiheit und Anwendung. Das heißt von Design und Kunst. Das zeigen Namen wie Breuer und Wagenfeld. Auch der Anspruch auf aktuelle Gestaltung hatte immer einen breiten Sinn. Kunst ist weit mehr als eine vorbereitende Maßnahme – sie ist eine emanzipatorische Handlung, die den Menschen befreit.

Die Kombination von Design



und Kunst darf jedoch nicht in Hinblick auf das einzelner Fach gesehen werden, sondern nur in Hinblick auf eine innere Dialektik, in der sich beide wechselseitig herausfordern, anregen und sich dialektisch durchdringen. Die Fruchtbarkeit dieses Ansatzes hat das Bauhaus gezeigt. Selbst die Medienhochschule in Köln setzt auf beides. In der Fotografie ist die Fruchtbarkeit dieses Ansatzes, der im beschränkten Rahmen bereits praktiziert wird, greifbar: Er bezieht sowohl historische Verfahren wie neue Medien mit ein.

In der Bielefelder Entwicklung wird deutlich: Die Zeit des "entweder-oder" ist vorbei. Nun ist die Zeit des "und-und" angebrochen. Die Zeit der Synthesen.